

FolioVerlag
Wien | Bozen

Erika Wimmer
Die dunklen Ränder der Jahre
Roman

Transfer XCIII



Die Drucklegung erfolgte mit finanzieller Unterstützung
– durch die Abteilung deutsche Kultur und Familie in der
Südtiroler Landesregierung über das Südtiroler
Kulturinstitut;
– durch die Kulturabteilung im Amt der Tiroler
Landesregierung;
– durch den Stadtmagistrat Innsbruck, Kulturamt.

Lektorat: Joe Rabl

FOLIO Verlag Wien • Bozen 2009
Alle Rechte vorbehalten

Graphische Gestaltung: Dall'O & Freunde
Druckvorbereitung: Graphic Line, Bozen
Printed in Austria

ISBN 978-3-85256-495-1

www.folioverlag.com

Die Arbeit der Autorin an diesem Roman wurde
unterstützt durch das Österreichische
Staatsstipendium für Literatur, durch
Arbeitsstipendien des Landes Tirol und des BMBWK.

Weil die Tage feist geworden sind und du angefangen hast, dich auf sie zu verlassen, denkt Cornu und starrt auf das graue Fensterviereck, das die Düsternis des Raumes ein wenig aufheitert. Die Zikaden haben wieder ihren Chor angestimmt, immerhin etwas Leben, das von draußen in die Dunkelheit der Nacht, seiner Nacht, hereindringt. Er hasst die Tiere seit jeher. Da hast du's wieder, sagen sie ihm, unverdrossen wiederholen sie den Satz Tausende Male in ihrem vielstimmigen Singsang. Er muss es ertragen, er hat noch ein Gehör.

Draußen kommt die Stadt im Hitzeschleier allmählich zum Stillstand. Die in Stein und Asphalt gespeicherte Glut des Tages steht noch in den Gassen der Altstadt, nur auf den Plätzen und in den Parks verliert sie sich ein wenig. Länger als sonst bleiben die Menschen im Freien, in den Bars und Straßenrestaurants herrscht bis in die frühen Morgenstunden hinein ein ungewöhnliches Treiben, und viele sind schon am Abend auf die Hafenspazierwege und Strände geflohen, um einen großen Teil der Nacht dort zu verbringen. Manche schlafen auf dem Deck ihrer Yachten und lassen die erhitzte Haut in der Nachtbrise abkühlen. In den stickigen Räumen der Innenstadt keuchen Alte und quengeln Kinder, Hunde und Katzen liegen schlaff auf den Türschwellen und Fensterbänken, in Hinterhöfen stinken Mülltonnen vor sich hin. Die Menschen wittern

Verderben, die Sicherheitskräfte in den Vorstädten sind auf der Hut, immer wieder Einbruchalarm und Rettungssirenen da und dort. In den besseren Vierteln aktive Sprinkleranlagen, die in mechanisch exakter Bewegung gespenstische Wasserstreifen hin und her werfen. An den Rändern der Stadt herrscht schwelende Stille, um der Lautlosigkeit etwas entgegenzusetzen, lassen die Ängstlichen bis zum Tagesanbruch die Lichter in ihren Wohnzimmern brennen. Monumental die hochgewachsenen Pinien, auch sie Hitzespeicher und Brutplätze für allerlei Ungenießbares.

Cornus schweißnasse Hand liegt an der Kante zwischen Matratze und dem hölzernen Längsbalken des Bettes. Mit seinen Fingern fährt er in dem Spalt zwischen Weich und Hart herum, als wolle er etwas hervorkratzen, Insekten vielleicht oder Staub, der sich trotz Danielles Bemühungen auf dem Lattenrost abgelagert hat. Er stellt sich diesen Staub klebrig vor, weil er nachts immer viel schwitzt und Feuchtigkeit, wie er weiß, durch die Fasern dringt und allerlei unappetitliche Verbindungen eingeht. Da hast du's wieder, diesmal tönt die Stimme endgültiger als sonst. Er atmet schwer, was ist das für ein Gas hier drinnen. Stehende Luft, wie in den Raum gepresst, dabei ist das Fenster offen.

Plötzlich öffnet sich eine innere Tür, es wird weit und hell. Cornu sieht sich die Passstraße auf den Col du Perthus hinauffahren, von dort weiter über les Rives nach le Caylar, den Ort seiner stillen Einkehr. Noch lieber fährt er, von der anderen Seite her kommend, über Lauroux durch den Cirque de Labeil und erreicht das Plateau wie immer in les Sièges, wo er, anstatt über St. Félix direkt auf les Rives und le Caylar zuzusteuern, ausnahmsweise und zum Spaß einen kleinen Umweg nimmt und die Hauptstraße in der Nähe jener Abzweigung nach Labastide des Fonts erreicht. Bevor er die Richtung nach le Caylar einschlägt, wo er sich, was er nicht dürfte, ein Glas Cognac genehmigen wird, hält er an, steigt aus dem Wagen und schaut übers Land, ein kurzer Rundblick, gerade rechtzeitig, bevor sich das Tor wieder schließt.

Schweißtropfen haben sich in seinen Wimpern verfangen, er sieht nicht mehr scharf. Um Danielle nur ja nicht zu wecken, hebt er im Zeitlupentempo die Hand und wischt sich über die Augen. Alles an ihm, die kleinste Bewegung, sein Atem, selbst seine Gedanken lärmten. Er könnte ihre schlaftrunkene Frage nicht beantworten, was ist, warum liegst du wach? Warum, hier müsste er weit ausholen, hier wäre kein Anfang zu finden. Wieder einmal müsste er die in ihren Augen aufflackernde Sorge vertreiben: mitten im Sturm so tun, als bewegte sich kein Haar.

Er erinnert sich kaum, wie es angefangen hat. Es hat sich allmählich in sein Leben geschoben, zuerst unmerklich und klein, sodass er es leicht wegwischen konnte, später in großen Sprüngen, anfallsartig. Wie Attacken eines Hundes.

Cornu liegt reglos auf dem Leintuch, das Hemd klebt ihm am Körper, die Finger flattern über die Bettkante. Ein Schmerz zieht sich vom Nacken über den Hinterkopf bis zu Stirn und Schläfen, steif geworden, folgt er den Hitzewellen in seinem Inneren, dem Stolpern und Rasen in der Brust, und in den Pausen, die ihm sein Sturm gewährt, zieht es ihn hinaus und zurück an die helleren Ränder der Jahre.

Er sieht immer wieder die Wildnis des Larzac, sein zielloses, heiteres durch die Gegend fahren, und Philip sieht er, wie er schief im Rollstuhl sitzt und Grimassen schneidet. Es hat den Anschein, als spräche Philip mit jemandem, er fixiert Gegenstände oder, wenn der Rollstuhl im Garten steht, Bäume und Sträucher. Weit sperrt er Mund und Augen auf, runzelt die Stirn. Er möchte reden und reden und bringt nicht mehr als ein paar angestrengte Laute hervor, was für eine erbärmliche Existenz, denkt Cornu, und doch, wie sehr du den Jungen liebst und warum.

Meinen Lärm hört sie nicht, aber dieser Gestank wird sie noch wecken. Es ist als verfaule ihm das Fleisch an den noch beweglichen Knochen. Er überlegt, ob er aufstehen und erst auf die Toilette, dann unter die Dusche gehen soll. Aber wie kann er diesen Körper mit

seiner miserabel geratenen Muskulatur an Beinen, Bauch und Hintern aus dem Bett stemmen, wie sich geräuschlos durch das Zimmer und zur Tür hinaustasten, sich draußen aufrichten und an die Wand gestützt vorwärtsschieben. Am Treppengeländer könnte er sich zumindest zwei Meter weit festhalten, aber dann müsste er ohne Halt über den Flur zum Badezimmer gehen. Nein, er schafft es nicht, er hat nicht die Kraft, aufrecht in der Duschkabine zu stehen, Wasserhahn und Brause zu betätigen. Danielle wird aufschrecken, und was soll sie denken, wenn sie ihn so sieht.

Vor wenigen Stunden erst hat er sie angelächelt, als sie ihn zum Telefon rief. Eine Frau aus Österreich sei am Apparat, die wolle mit ihm sprechen, einwandfreies Französisch, jetzt komm doch endlich, hat Danielle geflüstert. Er hat sie, obwohl mit dem Wort „Österreich“ der Hund bereits zugebissen hatte, angelächelt, hat den Hörer in die Hand genommen und mit der Frau gesprochen und im Tonfall eines Geschäftsmannes Nein gesagt, kommen Sie nicht, ich habe keine Zeit. Und die Frau hat gedrängt, es gehe nur um eine halbe Stunde, sie wolle ihm eine wichtige Mitteilung überbringen, das Vermächtnis eines alten Freundes. Seines Jugendfreundes Hans, er könne sich doch sicher an Hans erinnern, nicht wahr? Vor dessen Tod habe Hans ihr einen Brief für ihn, Cornu, übergeben, und diesen Brief wolle sie ihm persönlich überreichen, ob er um fünfzehn Uhr zu Hause sei? Und bitte hat die Frau gesagt und hinter das mehrmals wiederholte Bitte jeweils ein aufmunterndes Fragezeichen gestellt. Gerade so als gehe es gar nicht um Leben und Tod, sondern nur um einen rasch abzuwickelnden Versicherungsvertrag oder um die Weitergabe eines dieser nutzlosen Produkte, mit denen manche hausieren gehen. Er hat ohne ein weiteres Wort den Hörer aufgelegt und Danielle wieder angelächelt: Keine Ahnung, hat er gesagt, eine Verwirrte vielleicht, hat sich wohl verwählt, und während er gleichmütig wirkte, hat der Hund tiefe Fleischwunden in seine Waden gerissen und ihn ins Wanken gebracht.

Weil du angefangen hast, dich zu verlassen. Zu sicher bist du dir geworden und also ist es zurückgekehrt. Er liegt und bewegt sich kaum und mit seinem Schweiß bricht die alte Panik aus den geheimen Winkeln seines Körpers. Die Angst, ein Toben und Klopfen, das in Wellen die Innereien schüttelt, ohne den Körper im Ganzen auch nur einen Millimeter zu bewegen. Er zittert nicht, er rutscht nicht auf dem Leintuch hin und her, starr ist er, nur tief in den Zellen ein Rumoren, die Angst geht dort im Kreis.

Und also wirst du gehen müssen, weil dieses Mal jemand kommt und dich abholt, tatsächlich.

Der Nacken schmerzt, in Stirn und Schläfen ein Pochen, Augen und Mundhöhle wie Sand, der Rücken Beton. Du spürst deine Beine kaum noch, blutleer liegen sie da auf dem weißen Leinen, und du weißt, dass die Füße trotz der Mordshitze hier drinnen kalt sind. Ein wenig bewegst du die Zehen, doch schon das Kleinste macht dir Mühe, gleich erschrickst du, von der leichten Bewegung deiner Zehen her greift der Hund wieder an.

Theresa schaut vom Bett aus zum Fenster, durch den Vorhangspalt dringt ein rötlicher Schein ins Zimmer. Immer wieder geht sie in Gedanken die Szene durch, wie sie Peer aus einigen Metern Entfernung fixiert, dann auf ihn zutritt, bonjour sagt und ihm die Hand entgegenstreckt. Es ist unmöglich, sie will es nicht tun, nicht so. Aber wie sonst?

Sie ertappt sich mit einem Mal bei dem Gedanken an ein Wochenende am Strand. Sie könnte nach Palavas-les-Flots fahren, schwimmen gehen und anschließend irgendwo einkehren, Muscheln, vielleicht Austern essen. Gegen Abend könnte sie auf dem Strand barfüßig nach Maguelone hinauswandern, sie liebt diesen Ort, die von kräftigen Bäumen umgebene, auf die Lagune gebaute Festungskirche, in der sie einen Schauer verspürt hat, als man ihr sagte, dass dort eine Menge Tote hausen sollen. Sie sieht die Weinreben, die das Gelände der Maguelone umgeben, hier wächst der Wein auf Sand und fast bis zum Meer, er gedeiht gut. Weiter draußen liegt der Etang de Pierre Blanche blau vor ihr, Gräser wiegen sich im Wind und Vögel kreisen über dem Idyll aus Wasser, Sand und wilden Gewächsen.

Sie könnte es auch lebhaft haben und la Grande-Motte aufsuchen, zuerst auf der Mole spazieren gehen, sich die Yachten anschauen und eine Schiffsreise planen, später in die Geschäftsstraßen

eintauchen, in belebten Lokalen untertauchen. Sie könnte sich dort bei jemandem fallen lassen oder sich einsam betrinken und vergessen. Sie möchte irgendetwas tun, um ihre eigenen Pläne zu durchkreuzen, um sich selbst, ihrer Pflicht, ihrem Vorhaben zu entgehen. Eng ist ihr Leben geworden, reduziert auf eine einzige Tat, auf eine einzige Person, eine letzte große Leistung. Die Angst vor dem, was der nächste Tag bringt, durchzieht sie in einer scharfen, bitteren Spur.

Aber sie wird nicht aufgeben jetzt. Sie will da durch. Sie muss unbedingt. So kurz vor dem Ziel wird sie doch nicht umkehren. Warum Angst? Sie hat nichts zu verlieren. Sie wird einfach. Augen zu und. Ankommen. Locker über die Zielgerade gehen. Sie vergibt sich ja nichts und ein Wochenende am Meer ist das Allergewöhnlichste, es muss sie nicht reizen.

Er wird auf sie warten. Ganz sicher wird er. Weil er neugierig ist. Wenn er verstanden hat, ist er neugierig. Dann will auch er auf etwas hinaus. Und wenn er nichts begriffen hat, so ist er jedenfalls zu Hause. Weil alte Männer am frühen Nachmittag nicht ausgehen, nicht bei dieser Hitze. Da ist Siestzeit, man legt sich nach dem Mittagessen auf die Couch, döst unter dem Ventilator, gesättigt und entspannt.

Vielleicht denkt er gar nicht mehr an sie. Sobald sie vor seiner Tür steht, wird sie gleich herausrücken mit der Sprache. Dann kann er gar nicht anders als sie einladen, kein Mensch könnte da etwas anderes. Wie sollte er sich verweigern? Sie hat Beweise, sie kennt ihn nicht, aber seine Geschichte kennt sie.

Sie wird jetzt nicht aufgeben, sie könnte sich ihre Feigheit nie mehr verzeihen. Nicht mehr in den Spiegel schauen könnte sie. Ein halbes Leben hat sie im Schatten verbracht, und jetzt, wo sie ins Licht treten soll, will sie zurückweichen? Sie hat hart darum gekämpft, ihm zu begegnen, und jetzt will sie es genießen, wie ein Abenteuer auskosten. Und ganz locker bleiben dabei. Sie ist eine erwachsene Frau mit viel Lebenserfahrung. Ausgestattet mit allem Möglichen ist

sie. Mein Gott, was sie schon alles hat! Da wird sie doch nicht aufgeben jetzt.

Bloß, weil sie keine Neugierde gespürt hat bei ihm. Wie sollte er auch neugierig sein? Sie hat ihm ja nicht gesagt, dass sie seine Tochter ist. Nach den ersten Überraschungsmomenten wird er sicher interessiert sein, sich freuen. Sie gibt ihm ein Stück Leben zurück, er kann da etwas aufholen, etwas Versäumtes nachholen. Er wird sie in seine Arme schließen. Sie ist doch sein Fleisch und Blut. Und dann werden sie das eine und andere. Sie wird seiner Frau vorgestellt werden, sie wird diese Frau sympathisch finden. Eine Frau mit sanfter Stimme und höflich. Im schlimmsten Fall wird man höflich zu ihr sein. Das wäre ja auch. Noch schöner wäre das. Wo sie doch. Sie gehört zur Familie.

Sie kommt jetzt an. Nur noch wenige Stunden muss sie ausharren. Logisch, dass sie aufgeregt ist. Sie hat auf diesen Tag hin gelebt, eine Kampfzeit ist das gewesen, aber jetzt der Sieg. Sie ist unglaublich stark. Ja, daran sollte sie einmal glauben.

Theresa will sich einen neuen Kaugummistreifen in den Mund schieben, doch die Packung ist leer. Ihr Beiß- und Saugdrang hat sie einen Streifen nach dem anderen kauen lassen, die ausgelutschten Gummis liegen in Silberpapier gewickelt auf dem Nachttisch.

Sie wird jetzt aufstehen. Ohnehin schläft sie nicht. Gegen Schlaflosigkeit hat sie einige Strategien entwickelt, sie muss nur ein wenig im Zimmer umhergehen, das Rad im Kopf stoppen, etwas tun. Über das Tun zur Ruhe finden, still werden. Das kriegt sie schon hin. Ganz ohne alles. Der Tablettentyp ist sie nie gewesen.

Sie könnte schon einmal überlegen, was sie anziehen wird. Möglichst etwas Saloppes. Bloß nicht zurechtgemacht aussehen. Oder doch ein wenig festlich? Warum hat sie nicht das weiße Kleid eingepackt? Weiß steht ihr doch sehr gut. Dieser Sommer ist sehr für Weiß, für kühles Leinen. Und ein bisschen gebräunt ist sie ja auch.

Sie hat einen schönen Hals, der wirkt eigentlich jünger als der Rest, er ist noch ziemlich faltenfrei. Ihr Gesicht und der Hals sind

wirklich mehr als in Ordnung. Die paar Fältchen um die Augen machen sich nicht schlecht, auch ihr Dekolleté kann sich immer noch sehen lassen. Sie hat schöne Brüste. Dass sie nicht mehr straff sind, ist logisch, sie ist kein Mädchen mehr. Dafür gibt es ja Wäsche.

Meine Güte! Das ist doch alles nicht wichtig! Aber ein neues Kleid wird sie sich kaufen, gleich nach dem Frühstück. Ein bisschen bummeln wird ihr guttun. Danach wird sie etwas Leichtes zu sich nehmen. Höchstens einen Salat. Damit der Bauch nicht zu sehr. Und überhaupt, bei dieser Hitze.

Es ist nur wegen der Hitze, dass sie nicht schlafen kann. Sie könnte sich kalt brausen und es dann noch einmal versuchen. Strategie Nummer zwei, kaltes Wasser hilft bei Schlaflosigkeit. Darüber hat sie schon mit ihren Kolleginnen debattiert. Nachts duscht man nur warm, sagen die Kolleginnen, das sieht sie ganz anders. Kälte fördert den Kuscheldrang, nach dem Brausen mag man sich einwickeln und findet bald einen guten, erfrischenden Schlaf. Die anderen sagen, kalte Duschen wecken auf, kurbeln an. Das mag ja auch sein, sie muss nicht unbedingt recht behalten. Aber duschen wird sie jedenfalls.

Im Badezimmer riskiert Theresa einen Blick in den Spiegel. Sie benimmt sich, als würde sie demnächst einen Liebhaber treffen. Auf dem Keramikbord über dem Waschbecken liegt die Armbanduhr, noch ist lange nicht Morgen.

Ruhig, ruhig, sagt sie sich, den Vorhang aufziehen, das Fenster ganz öffnen. Ihr Zimmer ist im letzten Stockwerk des Hotels, sie hat es dieses Mal sehr gut getroffen. Mit dem Hotelservice ist sie mehr als zufrieden, sie freut sich über etwas persönliche Atmosphäre. Sie kennt Gabriel, den Juniorchef, schon seit Langem, das bringt Vorteile, er hat ihr eines der besten Zimmer im Haus gegeben, das Fenster mit Weitblick über die Dächer. Schöne Nacht. Viel Betrieb in der Stadt, eine Menge Leute sind noch unterwegs, kaum ein Mensch scheint zu schlafen, das ist gut. Sie ist nicht allein.

Irgendwo quietschen Bremsen, es hupt über die Straßen und Plätze. Die Töne dringen in Wellen hoch und verflüchtigen sich über den Dächern, die Lichter vermischen sich zu einem blassen Rot, das ins Grauschwarz des Himmels überfließt. Firmament, das Wort fällt ihr gerade ein. Sie sitzt unter dem Firmament auf der Bettkante und nimmt die Stadtgeräusche als weit entferntes Klangbild wahr. Auf dem Dach gegenüber ist eine Fernsehantenne, das erstarrte Spinnennetz ragt ins Grauschwarz des Nachthimmels hinein.

Die Bewegung in ihrem Inneren ebbt ab. Es wird stiller. Da ist sogar etwas Humor jetzt. Ein Lächeln steht in der Hitze über der Stadt. Sie gähnt ja schon.

Sie lässt sich vom Rumoren der Straßen in den Schlaf wiegen. Draußen, auf den Hügeln, schläft noch einer. Er ist ihr ganz nah, sie berührt ihn fast. Sie spürt die Verbindung, das Grundmuster, das sie beide deckungsgleich macht. Das ist die Biologie. Darin kennt sie sich aus. Sie wäre gern Biologin geworden und hat sich oft in Naturkundebücher vertieft. In ihrer Begeisterung hätte sie das alles viel genauer wissen wollen, sie hätte gern die genetischen Codes erforscht, Wachstumshormone ausgefiltert oder Mutationen als spontan oder nicht-spontan definiert. Was für ein interessanter Mikrokosmos sich ihr bei der Lektüre der Bücher immer eröffnet hat! Zugegeben, es ist nur Schmalspurbiologie gewesen. Das Niveau der mittleren Reife. Sie hätte gern richtig studiert. Bei einem richtigen Studium würde sie sich heute in die Gentechnologie vertiefen und Gene der einen Art in ein Genom anderer Arten einschleusen.

Aber sie hat nicht Biologin werden können. Sie hat da etwas auf sich genommen, um ihrem Ziel näher zu kommen. Die stupide Tätigkeit einer Stewardess hat ihr dazu verholfen, am Ende richtig zu landen. Und jetzt fliegt sie wieder, ergibt sich der Schwerkraft und sinkt wie ein Blatt in runden Spiralbögen langsam herab, ins Weiche hinein.